

Johannes Wilkes
Abgestürzt

Der Autor

Johannes Wilkes ist Autor zahlreicher Krimis, aber auch unblutiger Bücher. Sein erster Kriminalroman aus dem Jahr 2013, *Der Tod der Meerjungfrau*, spielt auf Spiekeroog, ihm folgten bisher noch drei weitere Inselkrimis.

Seine Kenntnisse über Franken, Erlangen und Nürnberg bewies er in drei Landschafts- und Städteportraits. *Abgestürzt* ist sein vierter Kriminalroman, der in Franken spielt.

Originalausgabe März 2019

Alle Rechte vorbehalten,
auch die des auszugsweisen Nachdrucks
und der fotomechanischen Wiedergabe
sowie der Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

© Prolibris Verlag Rolf Wagner, Kassel
Tel.: 0561/766 449 0, Fax: 0561/766 449 29

Titelbild: © Johannes Wilkes
Schriften: Linux Libertine
Druck: Totem, Inowroclaw, Polen

ISBN: 978-3-95475-187-7
www.prolibris-verlag.de

Johannes Wilkes

Abgestürzt

Kriminalroman

Pro**libris** Verlag

Handlung und Figuren dieses Romans entspringen der Fantasie des Autors. Eventuelle Übereinstimmungen mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt. Nicht erfunden sind bekannte (historische) Persönlichkeiten, Institutionen, Straßen und Schauplätze in Franken.

Eine Gerichtsverhandlung im legendären Saal 600 des Nürnberger Schwurgerichts bildet die Rahmenhandlung für diesen Kriminalroman, der den Leser in die Städte Nürnberg und Erlangen, aber auch nach Afghanistan führt.

»Ich spürte keinen Hass, nur Ekel.«

Arno Hamburger

1

Fersal Jedden saß sichtlich angespannt auf der Anklagebank. Den Oberkörper leicht nach vorne geneigt, ließ er seinen Blick immer wieder hastig über die Zuschauerbänke schweifen. Manche Besucher sagten später, er habe Angst vor der drohenden Verurteilung gehabt, andere meinten, die Ursache seiner Nervosität sei wohl eher die Furcht vor dem Prozess an sich gewesen. Jedenfalls arbeiteten die Kaumuskel des jungen Mannes unentwegt, und seine braunen Füße, die ohne Socken in hellen Slippers steckten, rutschten unruhig hin und her.

Wie auch bei allen folgenden Verhandlungstagen trug Fersal Jedden ein einfaches weißes T-Shirt und verwaschene Jeans. Die schwarzen Haare hatte er sich nach der aktuellen Mode bis zu den Schläfen hinauf ausrasieren lassen, umso voller wellten sich die Locken entlang des Scheitels. Sein Körperbau war schlank, aber nicht schlaksig, sein glattes, bartloses Gesicht hatte eine zartbronzene Tönung, seine Augen waren von einem solch tiefen Braun, dass es sich kaum vom Schwarz seiner Pupillen unterscheiden ließ.

Als die Anklageschrift verlesen wurde, schien er zu erstarren, nur gelegentlich schüttelte er leise den Kopf.

Der Saal 600 war voll besetzt, jener Saal, der als Ort der Nürnberger Prozesse Justizgeschichte geschrieben hatte. Viele Zuschauer waren gekommen, weil sie Cornelius Fischer gekannt hatten, der nun in Erlangen auf dem Neustädter Kirchhof lag und eine junge Ehefrau hinterließ. Es herrschte eine ernste, ja fast feierliche Stimmung bei den Besuchern, vielleicht weil man dem Schwurgerichtssaal auch siebenzig Jahre nach den Nürnberger Prozessen noch seine historische Bedeutung anmerkte. Hier hatten nach dem Zweiten Weltkrieg die alliierten Richter über die nationalsozialistischen Verbrecher und ihre Schergen zu Gericht gesessen.

Der Saal befand sich im östlichen Teil des großen Nürnberger Justizkomplexes, der mit eindrucksvoller Monumentalität die Fürther Straße beherrschte, jene frühere Prachtchaussee, die auf eine Initiative des großen preußischen Staatsmannes Karl August von Hardenberg zurückging und auf der 1835 der Adler, die erste deutsche Eisenbahn, entlanggedampft war. Es gab inzwischen konkrete Pläne, künftige Prozesse in einen Anbau zu verlegen, um diesen historischen Saal, den manche als Kreißsaal des Völkerstrafrechts bezeichneten, in das vielbesuchte »Memorium Nürnberger Prozesse« miteinzugliedern. Noch aber diente er als Gerichtssaal für besondere Mordprozesse. Und dieser Prozess zählte zweifellos zu den außergewöhnlichen, darin waren sich alle einig, egal wie sie zu dem Angeklagten standen.

Gerd Diehl, der betagte Gerichtsdiener, hatte auf Wunsch von Richter Brüggemann, der den Vorsitz des Schwurgerichts führte, die Heizung kräftig aufgedreht, worauf sich die Luft

mit einer schwülen Feuchtigkeit sättigte, denn die Kleidung der Besucher war vom Regen durchnässt. Der Gerichtsdienner, der aus dem nahen Fürth stammte, eine Tatsache, die unter seinen Nürnberger Kollegen immer wieder für scherzhafte Sprüche sorgte, arbeitete seit über vierzig Jahren im Haus, keiner kannte den Justizpalast besser. Er hätte dem Richter sagen können, dass es sinnvoller gewesen wäre, bei diesem Wetter nur moderat zu heizen. Doch welcher Richter hört schon auf einen Gerichtsdienner?

Es regnete seit Tagen. Fahl nur drang das Licht des trüben Novembertags durch die hohen Fenster des Gerichtssaals, immer wieder ließen Windböen Regenschauer gegen die Scheiben prasseln, die langsam zu beschlagen begannen. Selbst die Ältesten unter den Besuchern konnten sich nicht erinnern, wann es zuletzt derart geregnet hatte. Im Nürnberger Umland schollen die herbstlichen Rinnsale zu lebhaften Bächen an, von den Höhen der Fränkischen Schweiz, vom Hersbrucker Land und aus dem Nürnberger Süden führten sie der Pegnitz viel Wasser zu. Ihre lehmbraune Brühe strömte beim Tratzenzwinger in die Stadt hinein, passierte unruhig brodelnd die alten Brücken, um beim Hellertörlein die Altstadt wieder zu verlassen. Ihr Pegel stieg stetig, die Gefahr einer Überschwemmung aber bestünde im Stadtgebiet nicht, darauf wiesen die Behörden hin, ein ausgeklügeltes System an Rückhaltebecken und verborgenen Hochwasserstollen sorgte für Sicherheit. Dennoch ging mancher Blick sorgenvoll zu den Fenstern, wenn der Wind die Tropfen an die Scheiben peitschte.

Der Einzige, den das Wetter nicht zu kümmern schien, war der Angeklagte. Achtundsiebzig Tage hatte er in Untersuchungshaft sitzen müssen, in einer acht Quadratmeter großen

Zelle, die nur ein winziges vergittertes Fenster besaß. Alles war besser als das Leben in dieser Zelle. Das Prasseln des Regens, bewies es ihm nicht, dass das Leben nicht stillstand? Dass es weiterging, trotz seiner misslichen Lage?

Etwas abseits von den Zuschauerbänken saßen die Zeitungsleute. Um den zahlreichen interessierten Journalisten die Teilnahme zu ermöglichen, hatte man zusätzliche Plätze geschaffen. Ganz außen, dicht am Fenster, saß der Reporter der Nürnberger Nachrichten. Während sich seine Kollegen von den überregionalen Blättern zu kennen schienen, miteinander flachsten und sich auf kleinen Zetteln Notizen zusteckten, hatte Dirk Zimmermann, bewusst oder unbewusst, seinen Stuhl ein Stück abgerückt. Er empfand es als unpassend, mit welcher Routine und mit wie wenig Betroffenheit seine Kollegen dem Prozess folgten. Gewiss, es waren alte Hasen, die schon von überall berichtet hatten, aus allen großen Metropolen, von den unsagbarsten Verbrechen, den spektakulärsten Mordprozessen. Dennoch hielt Dirk Zimmermann es mit der Würde des Gerichts nicht für vereinbar, sich während einer Verhandlung zu geben, als berichte man von einem Fußballspiel. Auch fühlte er sich von seinen Kollegen nicht richtig ernst genommen, so dass er sich überlegte, ob er sich nicht besser zu den Zuschauern setzen sollte.

Dirk Zimmermann war einunddreißig Jahre alt und mit fast zwei Metern von auffallender Größe. Er wohnte in der Nürnberger Südstadt am Aufseßplatz, einer Gegend, die nicht zu den bevorzugten Wohnlagen gehörte. Vor vier Jahren, im Frühjahr 2012, hatte sich der Reserveoffizier freiwillig für den Einsatz in Afghanistan beworben. Das hatte ihm ein gutes Jahr später seinen linken Arm gekostet. Wieder daheim hatte

er nach einer quälend langen Zeit der Rehabilitation und einer Phase tiefer Depressionen an der Erlanger Universität das unterbrochene Studium der Literaturwissenschaften wiederaufgenommen, sich dann jedoch für die Ausbildung zum Redakteur entschieden. Die Armprothese, die man ihm im Bundeswehrkrankenhaus Koblenz angepasst hatte, hatte er zu Hause in den Kleiderschrank geworfen. Er kam mit dem Ding nicht zu recht und stopfte stattdessen lieber den schlaffen linken Ärmel seines Hemdes in die vordere Hosentasche.

Um kurz nach acht, unmittelbar vor Prozessbeginn, hatte Dirk Zimmermann auf dem Gerichtsflur die Ehefrau des Todesopfers getroffen, Maria Fischer. Die junge Frau hatte auf einer der langen Holzbänke gesessen, dicht beim Treppenhaus, und ihren Blick auf die Fliesen geheftet.

»Alles gut, Maria?«, hatte er sie gefragt, sie jedoch hatte ihren Kopf nur schweigend von ihm weggedreht. »Komm schon«, hatte er gesagt, »komm schon, Maria!«

Der Anblick der auf der Holzbank sitzenden Witwe sollte ihn während des ganzen Prozesses begleiten: ihr blondes Haar, das sie sonst offen trug, nun aber straff nach hinten gebunden hatte; die Art, wie sie ihre Finger verknotete; und dann, endlich, der kurze Moment, in dem sich ihre Augen begegneten.

»Lass mich«, flüsterte sie, nüchtern, ohne Ablehnung in der Stimme, doch mit unverkennbarer Deutlichkeit.

Was nur lag in ihrem Blick? Dirk Zimmermann wurde nicht schlau aus ihr. War es Verzweiflung oder Enttäuschung? Und hätte das einen Unterschied gemacht? Er hatte lange darüber nachdenken müssen, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen.

»Mensch, Maria, komm«, sagte Dirk noch einmal.

»Lass mich«, erwiderte sie erneut.

»Maria!«, versuchte er es nun fast flehentlich.

»Lass mich«, sagte sie und hatte den Blick wieder auf den Boden geheftet.

Er würde sich nach der Pause einen Platz unter den Zuschauern suchen, jetzt war er sich sicher, auch wenn es dort wesentlich enger war. Neben den anderen Reportern fühlte er sich fehl am Platz. Noch aber saß er unter den hohen Fenstern, gegen die der Regen klatschte. Mochte es nur immer weiter regnen, dachte er sich, mochte es nie wieder damit aufhören. Fast war es ihm, als fürchtete er sich vor dem Augenblick, an dem die Sonne den Wolkenvorhang zerriss.